

ANDREAS PETERSEN



Einer von vielen. Stalingrad
AUF DER SUCHE NACH EINEM SOLDATEN

zeit & zeugen

agentur für geschichte

Stellv. Generalkommando VII.A.E.
(Wehrkreiskommando VII)
Ib Arbeitsstab Stalingrad-Tunis

München, 11.9.43

Sehr geehrte Frau Dentler

Der Arbeitsstab überreicht Ihnen das Gedenkblatt für Ihren im
Kampfraum Stalingrad gefallenen *Stamm*

Uff. Martin Dentler, F.P.N.: 10461 E

**AUF DER SUCHE NACH EINEM LEBEN, ÜBER DAS NUR NOCH DIE
TODESANZEIGE DER WEHRMACHT AUSKUNFT GAB.**

I.V.

Gründner
Oberleutnant.

ANDREAS PETERSEN

Einer von vielen. Stalingrad
AUF DER SUCHE NACH EINEM SOLDATEN

Martin Dentler wurde am späten Dienstagnachmittag des 13. März 1917 in der Wohnstube eines Bauernhauses in einem Allgäuer Weiler geboren. Europa hatte sich verschanzt in die Schützengräben des 1. Weltkrieges, in Berlin regierte der Kaiser, in Russland war Tage vorher der Zar gestürzt worden.

Die alte Welt des 19. Jahrhunderts schien noch unerschütterlich, doch der Totalumbruch, in den der Neugeborene hineingerissen werden wird, kündigte sich an. Er wurde nach seinem Vater benannt. Der Bauer Martin Dentler war 48 Jahre alt, seine Frau Franziska 41. Ein spätes Kind. In den 18 Ehejahren war sie fast jedes Jahr schwanger gewesen. Martin war ihr zwölftes Kind, drei starben früh. Mit dem Letztgeborenen wuchsen neun Kinder auf: Konrad (15), Mechthild (12), Ludwig (10), Kunigunda (9), Franziska (7),

MARTIN DENTLER: (1917–1942)

Ein kurzes deutsches Leben

Theresia (5), Adrian (4), Anna Maria (2). Martin folgte drei Jahre später noch sein Bruder Leonhard. Die Älteste, Viktoria, wird mit ihren 17 Jahren schon außer Haus gelebt haben.

Es war eine ungewöhnlich große Familie für den kleinen, um 1840 gebauten Hof, den Vater Dentler 1901 gekauft hatte. Mit der Milchwirtschaft, die er betrieb, waren die vielen Mäuler kaum satt zu kriegen. Die Familie war arm, vermutlich sogar sehr arm.



Frühjahr 1942



Göritz Nr. 145 ½, der ehemalige Dentler-Hof, erbaut nach 1915;
die anderen Höfe sind abgerissen

Der Hof steht in einer hügeligen Wiesenlandschaft mit Wäldern, Weiden, grasenden Kühen, einer grünen Weite und großem Horizont am Westrand des Allgäu. Hinter dem Haus beginnt der Wald. 20 Kilometer ist der Bodensee entfernt. Der abseitige Weiler gehört zu Göritz, einem eigenen, selber abseits gelegenen Dorfteil von Opfenbach. Die Dörfer in der Umgebung heißen Beuren, Mäuchen, Mellatz, Ruhlands, Hämmerle, Lingenreute, Schrundholz, Spattenweg.

Bei einer frühen Zählung bekamen die 181 Häuser im Opfenbacher Einzugsgebiet eine Nummer, später Hinzugekommene noch eine Bruchzahl. Der Dentler-Hof hatte die Nummer 145 ½.

In der Nähe standen weitere drei Höfe. Heute hat Göritz, Landkreis Lindau, vielleicht 25 Häuser, mit letzten Bauern, Ferienwohnungen, Holzbau.

Offiziell liegt Opfenbach in Bayern. Aber München ist weit, das Oberbayrische eine fremde Mentalität. „Hilfsbayern“ heisst es in den Klischees, umgekehrt hält man die einstigen Bajuwaren für eingebildet. Hier herrscht schwäbische Tradition, Alemannentum, überlagert von vielen Einflüssen. Im Mittelalter gehörten die Bauer zum Kloster St. Gallen, Anfang der Neuzeit regierten die Habsburger aus Wien. Erst Napoleon machte den Landstrich zu einem Teil Bayerns.

Läuft man die Opfenbacher Dorfstraße hinunter, steht man nach drei Kilometern an der Grenze zu Österreich, dessen Vorarlberger Fastnachtsbräuche und Musik man bis heute teilt. Man glaubt den Bodensee und die Schweiz zu erahnen. Säntisstraße heisst die Straße durch Göritz. Ein Dreiländereck: historisch, geographisch, mental; Landschaften, in denen sich eigene Identitäten ausbildeten.

Dem Schwabentum sagt man vieles nach: wirtschaftliches Geschick, Fleiß, Starrköpfigkeit, Sparsamkeit, Verschlossenheit, ein tief-mystisches Gemüt, Treue zur Heimat. Und natürlich einen eigenen Sprachduktus: „Miar wissat, sind d'Leut no so gmischt, / was rei'geschmöckt und was hoisch ischt. / Am easchta Wöätt-

le kenn m'r guat, obs Kerle sind von eusram Bluat, / und ob ma au deam guata Ma' / in Röd und Hand traua ka'" dichtete der Mundartdichter Wilhelm Wörle 1940.

Hier aufzuwachsen, bedeutet eine Welt aus Milchwirtschaft, Kuhglocken-Gebimmel, grünen Weiden, Milchkannen, Butterfäsern, Bauerngärten voller Gemüse, Hühnergegacker, vielleicht ein Pferd im Stall, aber vor allem braune Milchkühe. Das war auch bei den Dentlers so: zwei Mal täglich melken und abends die schweren Milchkannen über die unbefestigte Straße ins nahe Wigratzbad schleppen. Auf den Tellern: Eier, Mehl, Milch, Fett. Kässpätzten, Krautspätzle, Stopfer – einfach, billig, nahrhaft. Manches Bauernhaus hatte ein Satteldach und graue Holzschindeln wie im Appenzell. Eine Bauernwelt mit Tradition: Dorfmusik, Jagdgenossenschaft, freiwilliger Feuerwehr, der Landjugend, dem Maibaum, Marienandacht, Lichterprozession, Sühnenacht, ewiger Anbetung und Kapellenverein. „Vergelt's Gott“. Wer von den Dorfschülern sonntags bei der Morgenmesse oder der nachmittäglichen Christenlehre fehlte, wurde vom Pfarrer zitiert. Eine Allgäuer Jeremias-Gotthelf-Welt.

Zur Volksschule in Opfenbach lief der kleine Martin – wenn es schnell gehen musste – sicher quer über die Weiden. Eigentlich aber ging der Weg nach Göritz hinein, durchs Dorf, wo sich die Kinder sammelten, dann die leichte Steigung zwischen den Wiesen hinauf nach Opfenbach, immer den weissen



Blick von St. Nikolaus auf Göritz, rechts über die Wiesen liegt der Dentler-Hof, in der Friedhofmitte die (später errichtete) Kapelle für die gefallenen Opfenbacher des 1. und 2. Weltkriegs

Turm von St. Nikolaus vor Augen. Jeden Morgen um 7 Uhr sass die versammelte Schülerschar in dem barocken Kirchenschiff mit den bunten Wandbildern und dem prunkvollen Altar und ließ in den harten Bänken Messe und Tagesansprache über sich ergehen. Dann die 100 Meter über die Dorfstraße zur Schule, vermutlich zu Veronika Fink. Generationen von Opfenbacher Schülern lernten bei ihr Lesen und Schreiben. Sie war ledig und tief katholisch. Ihr Bruder Dompfarrer in Kaufbeuren, die Schwester besorgte ihr den Haushalt. Zu allen Dorfanlässen verfasste Veronika Fink in ihrer gestochenen Schrift Gedichte und Texte, eine Heimat-

dichterin. Schon ihr Vater war die ortsansässige Lehrerautorität gewesen. Eine Lehrerdynastie im Kleinen.

Aber die Idylle der Landschaft trägt. Auf dem Hause Dentler lasteten schwere Zeiten. Zwei Jahre vor der Geburt Martins war der Hof abgebrannt, fieberhaft wurde er wieder aufgebaut. Ein Jahr später starb die siebenjährige Franziska. Vielleicht erholte sich der Betrieb von dem Brandfiasco nie mehr wirklich. Auf jeden Fall lastete einiges auf Vater Dentler. Am Nachmittag des 11. April 1930 sah er keinen anderen Ausweg und beging Selbstmord, eine Tragödie, über die manche im Dorf noch heute lieber schweigen. Sohn Martin war damals 13 Jahre alt. Mutter Dentler führte mit den älteren Geschwistern den Hof weiter. Die ältesten Brüder Konrad (28) und Ludwig (23) waren sicher schon aus dem Haus. Alle mussten ran. Vielleicht gab es wegen der Hof-Übernahme sogar Streit. Ein Jahr wurde alles versucht, dann ging die Hofwirtschaft endgültig bankrott. Ein Desaster. Franziska Dentler musste nach drei Jahrzehnten Vieh und Hof an Bauer Fuchs verkauft. Dessen Nachkommen bewohnen ihn noch immer.

Wohin die Mutter mit den drei oder vier jüngsten Kindern zog, ist unklar. Vielleicht ins Haus gegenüber ihrem alten Hof, dort waren Wohnungen eingezogen worden. Für ein Foto aus dem Jahre 1936, fünf Jahre nach dem Hofverkauf, gruppierten sich die Geschwister um ihre Mutter.

Die beiden Jüngsten hinten links. Martin Dentler hatte zwei

Tage zuvor seinen 18. Geburtstag gefeiert, Bruder Leonhard war mit 16 wohl gerade aus dem Haus. Die Mutter wohnte vermutlich bei einer ihrer Töchter oder Söhne. Sie stand kurz vor ihrem 60. Geburtstag. Das harte Arbeitsleben sieht man ihr an, aber auch eine gewisse Unverdrossenheit. So arm die Verhältnisse im Hause Dentler waren, so schwer das Schicksal ohne Hof und Vater: gedrückt wirkt keines der Kinder. Von den Dentler-Geschwistern wird es später im Dorf heißen: „Das waren noble Leut“ – immer gut angezogen, den Hof in Schuss gehalten. Die Dentlers war anerkannt, ja „hoch angesehen“. Eine erstaunliche Sicherheit, die sich auch im Ausdruck von Martin Dentler wiederfindet. Die beiden Jüngsten hinten links. Martin Dentler hatte zwei Tage zuvor seinen 18. Geburtstag gefeiert, Bruder Leonhard war mit 16 wohl gerade aus dem Haus. Die Mutter wohnte vermutlich bei einer ihrer Töchter oder Söhne. Sie stand kurz vor ihrem 60. Geburtstag. Das harte Arbeitsleben sieht man ihr an, aber auch eine gewisse Unverdrossenheit. So arm die Verhältnisse im Hause Dentler waren, so schwer das Schicksal ohne Hof und Vater: gedrückt wirkt keines der Kinder. Von den Dentler-Geschwistern wird es später im Dorf heißen: „Das waren noble Leut“ – immer gut angezogen, den Hof in Schuss gehalten. Die Dentlers war anerkannt, ja „hoch angesehen“. Eine erstaunliche Sicherheit, die sich auch im Ausdruck von Martin Dentler wiederfindet.



Franziska Dentler mit ihren Kindern, März 1936

Auers

1933, im Jahr der nationalsozialistischen Machtübernahme im fernen Berlin, stellte sich für Martin Dentler die Frage: Wie weiter? Die Schule war abgeschlossen. Die Landwirtschaft kannte er. Aber eine eigene Hofstelle war eine Illusion, zu erben gab es nichts. Aus den Städten hört man von einem Heer Dauerarbeitsloser.

Also begann er als Knecht auf einem Hof. Im Februar 1934 ergab sich ein Ausblick: er konnte als Lehrbub im Emmentaler-Käsebetrieb der Gebrüder Baldauf anfangen. Eine solche Lehre lag nah, das Käserhandwerk gehörte in die hiesige Welt. Allein im kleinen Opfenbach gab es sechs Käsereien, meist nach der Jahrhundertwende von den ortsansässigen Bauern gebaut, die täglich ihre Milch dem genossenschaftlich angestellten Senn brachten. Eine solche Stelle war ein Glück: bodenständig und risikolos. Senner waren angesehen, ihre Bedeutung gewaltig, drehte sich doch das ganze Dorfleben um deren Produkt. Aber nicht nur das: Mit Baldauf gelangte Martin Dentler ins Zentrum der lokalen Käsewelt. Der fast 100-jährige Familienbetrieb stellte für alle Sennereien der Umgebung das Inventar, nahm deren Käse ab und sorgte für den Verkauf.

Im Februar 1934 zog Martin Dentler demnach als Lehrbub ins 10 Kilometer entfernte Großholz. Das war nun Ur-Allgäu wie aus der Tourismuswerbung mit bergigem Vorland, Alpwirtschaft, vereinzelt Bäumen, der Alpenkuppe am Horizont.

Er hatte Kost und Logis frei, wohl eine Kammer mit anderen Lehrjungen, vielleicht sogar Lehrgeld zu zahlen. Die Käser waren ein eigenes Volk, einem festen Rhythmus unterworfen, dem Takt der Milch und des Käses. Um vier Uhr raus, die eingedickte Milch entrahmen, die gepresste Masse in den Tüchern im Stundentakt drehen, nach dem Mittagessen die einzigen zwei, drei Ruhestunden am Tag, meist schlafend, und gegen 18.00 Uhr wieder die Bauern mit ihren Milchkannen. Keine Ferien, kein Sonntag, kein Früh-

schoppen, ja nicht einmal die Messe. Aber Martin Dentler war sicher optimistisch: endlich ein Ausblick auf ein festes Auskommen, endlich sorgenfrei.

Im Land setzte sich der Nationalsozialismus durch, die Razzien der ersten Zeit waren vorbei, in den neuen Konzentrationslagern drillte man die Politischen im brutalen Kasernenhofstil, von Straßenkämpfen aus Berlin hörte man nichts mehr. Und wie sickerte die neue Weltsicht in die Dörfer? Für Martin Dentler gab es keine Zeit für die Hitlerjugend und „deutsche Ansprachen“ von der Kirchenkanzel. Aber es wäre auch fraglich gewesen, ob er in der Predigt nicht stille Verweigerung gehört hätte. Der Nationalsozialismus stiess in den tiefkatholischen Gegenden auf Misstrauen, die Braunhemden waren gottlos. Schon 1931 hatte der bayrische Episkopat sich gegen die NSDAP gestellt. Stärkste Partei in der Region war die Bayrische Volkspartei, nicht die NSDAP. Der langjährige Bürgermeister von Opfenbach war 1933 von den Nazis abgesetzt worden. Eine Lehrerin Fink war sicher eisern staatsstreu, aber als Propagandistin der Rassenideologie ist die Katholikin schwer vorstellbar.

Von Großholz spannten sich die Fäden in die Gegend. Alle 14 Tage holte man den Käse der umliegenden Sennereien mit Pferdefuhrwerken ab. Den Käsemeister Häberli, seinen späteren Schwiegervater, im drei Kilometer entfernten Auers wird Martin Dentler gekannt haben.

Häberli war Schweizer, nichts Ungewöhnliches im Käse-Allgäu, hatten doch eidgenössische Sennenmeister im Laufe des 19. Jahrhunderts die Emmentaler-Produktion überhaupt erst eingeführt. Anfänglich verlangte man noch Eintritt von den Schaulustigen, so seltsam erschien die Herstellung. „Schweizeri“ wurde zum Begriff für Käsern. Die Feld-Bauern legten sich mehr Milchkühe zu und langsam wich das Getreidegelb der Landschaft dem Grün der Viehwiesen. Die einst armen Landwirte kamen zu etwas Geld. Noch heute sind 70 Prozent des deutschen Emmentalers aus dem Allgäu.

Die Häberlis kamen ursprünglich aus Ebersecken, einer 600 Seelen-Gemeinde mit weit verzweigten Weilern und Einzelgehöften bei Willisau im Norden des Kantons Luzern. Bettelarm waren sie nach dem 1. Weltkrieg mit den jüngeren ihrer vielleicht 12 Kinder Richtung Italien auf der Suche nach Arbeit ausgewandert. Schließlich landeten sie auf ihrer Odyssee im Allgäu. Vater Häberli muss in der Schweiz schon Käsemeister gewesen sein. Anders ist seine Anstellung durch die Bauerngenossenschaft in Auers nicht zu erklären. Die Familie fand Unterkunft im oberen Stock des Sennereihauses.



Sennerei Auers, 1948

Die wohl zehn verstreuten Höfe von Auers, meist an der Lindauer Straße, gehören zu Röthenbach, ein weitverzweigter Zusammenschluss von heute 17 Ortsteilen, Weiler und Kleinstdörfchen, Verwaltungsgemeinschaft Argental.

Im Frühling 1937 fing der 20-jährige Gesell bei Meister Häberli an. Eine Kammer unter dem Dach, Kost und Logis frei, Dusche im Keller. Zentrum des Arbeitens: die zwei Kessel mit je 1000 Liter Milch, weiter hinten der warme Heizkeller, in den Regalen die Käselaiber, 100 Tage gereift in der schweren Luft, im Nebenraum der Brunnen mit Salzlake. Milch wiegen, abrahmen, erhitzen, Lab zugeben, das Käse-Drehen zwei Mal wö-

chentlich, das Putzen der Regale, das Spühlen des ewig nassen Bodens. Und immer Holz hacken, stundenlang. Es war eine Fortsetzung seines Großholzer Lebens. Nun aber waren die Dinge kleiner. 14 Bauern sind in den Sennereiakten als Zulieferer eingetragen, fast alle brachten ihre Milchkannten zu Fuß. Die Bauern mussten genehmigen, wenn ein Senn heiraten wollte. „Die großen Bauern regierten“, so Anita Endres, spätere Betreiberin der Sennerei. „Bei den Kleinen konnte man schon mal etwas sagen“.

Als Gesell hatte Martin Dentler einiges an Verantwortung. War das Ergebnis beim wöchentlichen Käsestechen gut, herrschte Zufriedenheit. War es schlecht, war die Stimmung hin. Lag es an der Milch? An ihnen? Glück hiess hier guter Käse. Es war ein enges Miteinander von Arbeit und Leben. Vielleicht wurde für den früh Vaterlosen auch der Käsermeister zur späten Vaterfigur. Die Stimmung wird gut gewesen sein, sonst hätten sich die Dinge nicht so entwickelt, wie sie es taten.

Die Landschaft hinter dem Haus: ein Alpenketten-Panorama mit Hochgrat, Rindalphorn, Mittagsspitze, keine erschreckenden Bergwände im ewigen Eis, sondern Steinmassive, imposant-majestätisch. Wenn man richtig steht, hat man noch immer einen 180-Grad-Blick, ohne ein einziges Dorf oder Haus zu sehen. Bregenzer Wald. Im Sommer das Gras der fettgrünen Bergweiden, das bedächtige Kuhglocken-Geläut, der weite Himmel.

Bilderbuchallgäu. Im Winter hoher Schnee, dann wurde der Käse leicht: 60- statt 100-Kg, denn es gab nur alle zwei Tage Milch.

In den Räumen über der Sennerei wohnte das Ehepaar Häberli, in den Kammern Martin Dentler, ein Lehrbub und vielleicht zwei oder drei der jüngeren Kinder. Mutter Häberli kochte. „Die mögen schon essen“, so Anita Endres, die später jahrelang **kochte**. Am Tisch der Wohnküche wird es wohl auch um die restlichen Dentler-Kinder gegangen sein. Alle hatten die Schule in Auers besucht. Zwei von den Mädchen waren in die Schweiz zurückgegangen, um sich als Dienstmädchen im solothurnischen Fulenbach durchzubringen.

Dann wurde Mutter Häberli krank. Was sollte werden? Schließlich kam eine der Töchter zurück: Viktoria. Ab nun kochte sie für die Männertruppe. Am Tisch Allgäuer Schwäbisch und Solothurner Schweizerdeutsch. Es ist die Zeit, in der sich die beiden 22-jährigen ineinander verlieben.

Im April 1938 wird Martin Dentler zum Arbeitsdienst eingezogen, Straßen- und Wegebau, Waldarbeiten, Entwässerungsgräben. Eigentlich, um arbeitslose Jugendliche von der Straße wegzubringen, doch nebenher auch eine vormilitärische Ausbildung mit Uniformen, Wehrmachtsstrukturen, Dienstgraden, Einheiten. Vermutlich lag er das halbe Jahr in Baracken in Lindau. Die dortigen Allgäuer waren für die Dorfbewohner aus dem

Hinterland „Seehasen“. Der Tourismus hatte eine andere Welt entstehen lassen, breites Opfenbacher Schwäbisch verstand hier niemand mehr. Sein Bett in der Kammer wird Martin Dentler behalten und sonntags in Auers geholfen haben.

Überganglos wurde er vom Wehrkreis VII, zuständig für Ober- und Niederbayern, Oberpfalz und Teile Schwabens, zum Militärdienst eingezogen. Erster Kasernentag war wohl der 1. April 1939 in der Luitpold-Kaserne in Lindau. Nun gab es Rekrutenalltag, aber auch Heimaturlaub. Im Sommer 1939 wurde Viktoria schwanger, aber es blieb keine Zeit zum Heiraten, denn die Rekruten wurden überganglos in die 9. Kompanie des Infanterie-Regiments 91 (unterstellt der 27. Infanterie-Division) in Lindau übernommen und am 26. August nach Schlesien, genauer nach Oppeln, an die polnische Grenze verlegt. Die Division zog am 3. September 1939 – zwei Tage nach Kriegsausbruch – über die polnische Grenze an die vorderste Front.

Wie werden die beiden 22-jährigen auf ihre Zeit und dieses Europa geschaut haben? War der Krieg für sie schon Realität? Die schwangere Viktoria Häberli wird alle Polen-Nachrichten ängstlich verfolgt und um ihren Martin gezittert haben. Der erlebte nun deutsche Blitzsieg: durchrasselnde Panzer, brennende Dörfer, eingenommene Städte. Schnell und brutal endete der Vormarsch für ihn am 10. Kriegstag, 11. September 1939: Bei dem eintägigen Kampf um Osiek, einer Stadt im süd-östlichen Po-

len, traf ihn ein Infanterie-Geschoss in den Rücken, Brustkorbdurchschuß. Er wurde im Feldlazarett 6 / 542 operiert und kam vermutlich nur mit sehr viel Glück durch. Vier Wochen später, gerade transportfähig, wurde er ins Reservelazarett Carlsfeld bei Halle verlegt. Ein Standortspital, vergleichbar den heutigen Bundeswehrkrankenhäusern. Sieben Wochen Behandlung, dann kam er nach Bayern ins Reservelazarett Rosenheim-Lyzeum beim Chiemsee, eingerichtet in einer ehemaligen Schule. Statt Jubel drei Monate Krankenhaus.

Vier Tage vor Weihnachten 1939 wurde er in das Ersatz-Bataillon 91 in Kempten entlassen, die rückwärtige Truppe zu seiner Einheit. Zumeist waren es Rekruten, er war wohl Reservist. Vermutlich konnte er vier Wochen später nach Hause. Die Geburt seiner Tochter Ingeborg Paulina, am 1. April 1940, wird er in Auers erlebt haben. Gezeugt in den letzten Friedensmonaten, waren bei ihrer Geburt schon Dänemark, Norwegen, Belgien, die Niederlande, Luxemburg, Jugoslawien und Griechenland, halb Polen und einen Großteil Frankreichs von der deutschen Wehrmacht überrannt. Die Nazi-Führungsclique hatte den Krieg über ganz Europa gezogen. Was im 1. Weltkrieg jahrelang umkämpft worden war, überliefen deutsche Soldaten nun in Tagen. Die deutsche Begeisterung war gross. Und bei den Häberlis? Bangte man um die Schweiz?

Für den jungen Vater blieb wenig Zeit zu Hause, vielleicht drei Monate. Erstaunlicherweise gab es wieder keine Heirat. Erneut wurde er einberufen, nun nach Frankreich. Mit der Ehrenkompanie der 18. Armee zog er am 14. Juni 1940 unter dem Abspielen des „Alten Pariser Einzugsmarsches“ aus dem deutsch-französischen Krieg von 1870/71, Symbol alter Feindschaft, in die französische Hauptstadt ein. Zusammen mit dem Vater des heutigen Präsident des Opfenbacher Kriegervereins, Helmut Forster. Gemeinsam hielten sie am Grab von Napoleon Wache. Mutter Forster erinnert sich noch an Martin Dentler. In ganz Deutschland, wohl auch in Röthenbach, erklangen die Glocken zum Sieg über den Erzrivalen Frankreich.

Am 20. November 1940 wurde Martin Dentler mit der 6. Kompanie des soeben neu formierten Infanterie-Regiments 597 (unterstellt der 327. Infanterie-Division) in die Bretagne zur Küstensicherung verlegt. In der Truppe waren vor allem Österreicher. Dann wurde bei einem Heimaturlaub doch geheiratet: Das Standesamt von Röthenbach verzeichnet am 28. April 1941 die Trauung. Sicher gab es in der mittelalterlichen Pfarrkirche St. Martin eine Zeremonie. Zum Hochzeitsbild fuhren sie nach Wangen, die nächste größere Stadt. Er mit Uniform, sie in Schwarz mit weissem Schleier.

Ihre Zukunft schien umrissen: Der Krieg war zu Ende. An einen Russlandfeldzug dachte niemand. Hitler hatte sich mit Stalin ausgesöhnt. Es schien eine Frage der Zeit zu sein, wann der junge Vater wieder zu seiner Familie kommen würde. Die Verwundung war gut ausgeheilt, seiner Prüfung als Käserei-Meister stand nichts entgegen. In wenigen Jahren konnte er von seinem Schwiegervater die Sennerei übernehmen, Viktoria und er gemeinsam den Betrieb führen, eine Familie aufbauen. Die Firma Baldauf gratulierte dem zukünftigen Pächter in einem Telegramm: „Zur Vermählung die herzlichsten Glück- und Segenswünsche.“ Angesichts dieses Ausblicks sehen die beiden Neuvermählten bemerkenswert ernst in die Kamera.

Doch vermutlich musste Martin Dentler schon am nächsten Tag zurück zu seiner Einheit, und die junge Ehefrau hat ihn an den drei Kilometer entfernten Bahnhof von Röthenbach gebracht. Wieder ein Abschied mit Ungewissheit. Der 25-Jährige wird im Zug die langen Kilometer über den Bahndamm bei Rentshofen gefahren sein, Mitte 19. Jahrhundert der größte von Menschen aufgeschüttete Damm. Wie oft er in den nächsten 20 Monaten hier wieder angekommen ist, ist nicht überliefert.



Viktoria und Martin Dentler, 28. April 1941

Russland

Im Frühjahr 1941 wurde in der 19. Aushebungswelle seit Kriegsbeginn die 376. Infanterie-Division mit 15.000 Soldaten neu zusammengestellt. Ihr Stamm hatte in der 1. und 7. Armee im Winterfeldzug in der Sowjetunion viele Verluste erlitten und war nach Südfrankreich herausgezogen worden. Andere kamen, so wie Martin Dentler, aus Divisionen in Frankreich, zudem wurden 6000 Rekruten, die noch auszubilden waren, zugeteilt. Offiziell ins Leben gerufen wurde die Division am 21. März 1942 unter Kommandeur Alexander Edler von Daniels (Generalstabsoffizier Heinrich Bussmann, ab August 1942 Horst Wilutzky). Sie gliederte sich in die Infanterie-Regimenter 672, 673 und 767. Das letzte war das von Martin Dentler. Viele seiner 5000 Mitsoldaten kamen aus der „österreichischen“ 327. Infanteriedivision, die große Mehrheit aber aus Bayern. Landsmannschaften sollten zusammenbleiben, Ersatzheimaten entstehen. Der Regimentskommandeur Luitpold Steidle stammte aus Ulm: 44-jährig, Katholik, einst Landwirt, schon im Winter 1941 kämpfte er vor Moskau. Der Regimentsadjutant Oberleutnant Streng war Pastorensohn aus Fürth; der Ordonnanzoffizier ein Oberleutnant aus einer Wiener Kaufmannsfamilie.

Die neu zusammengezogenen Soldaten kamen in Standorten nahe der alten Bischofsstadt Angoulême in Südwestfrankreich, ein Städtchen mit 30.000 Einwohnern um die Kathedrale St. Pierre, Arrondissement Cognac, Martin Dentler in eine geräumte Unterkunft in Barbezieux, einer Gemeinde mit 3000 Einwohnern. Viele waren das erste Mal im Ausland. „Reise mit der Wehrmacht“ hiess ein Slogan der Zeit. Das war etwas anderes als der Polenüberfall. Statt brutalem Eroberungskrieg friedlicher Besatzer-Alltag: exerzieren, Waffen auseinander- und wieder zusammenbauen, Wache schieben, abends in den Altstadtgassen ein Glas Haut-Sauternes trinken und Sprüche über französische Mädchen reißen.

Frankreich war seit fast zwei Jahren besetzt, einen Angriff englischer Flieger erwartete niemand mehr, die Résistance war kaum zu bemerken. Einmal mussten sie einen Waldbrand löschen, den ein Übungsschiessen mit scharfer Munition entfacht hatte. Als Abenteuer- und Tourismusurlaub wie im tiefsten Frieden wird diese Zeit später beschrieben. Aber die Hoffnung auf das schnelle Kriegsende war seit zehn Monaten mit dem Angriff auf die Sowjetunion vorbei, ja manche zweifelten schon, ob Hitler sich nicht übernommen hatte. In den höheren Kreisen der deutschen Abwehr war man sicher, in Russland nur siegen zu können, wenn dort ein Bürgerkrieg ausbrach. In die sorglosen Frankreich-Tage mischten sich die Schreckens-Erzählungen vom russischen Winterfeldzug, Martin Dentler hatte nach seiner schweren Verletzung sicher realistische Vorstellungen vom Krieg. In einem Foto aus dieser Zeit, vermutlich im Heimaturlaub aufgenommen, erscheint der 25-Jährige mit weichen, aber erstaunlich reifen Gesichtszügen (siehe Seite 5).

Zwei Monate später, im Juni 1942, wurde die ganze Division der 6. Armee der Heeresgruppe Süd unterstellt und nach Osten verlegt. Ein tagelanges Verladen in Güterzüge: Infanterie-Regiment 672, 673, 767, Artillerie-Regiment 376, Panzerjäger-Abteilung 376, Pionier-Bataillon 376, Nachrichtenabteilung 376, Versorgungseinheit 376. Martin Dentler war in der 12. Maschinengewehr-Kompanie des III. Bataillons: 12 schwere Maschinengewehre und halb so viele Granatwerfer, 180 Mann in Wehr-

machtdifferenzierung vom Kompaniechef, Kompanietruppführer, Beobachtungs-Unteroffizier, Richtkreis-Unteroffizieren, Melder, Maschinengewehr- und Granatwerfer-Zugführer zum Gefechtstross mit Speiß, Waffen- und Geräteunteroffizier, Verpflegungstross mit Feldküche, dem Gepäckstross mit Rechnungsführer samt Futtermeister, Beschlagschmied, Kompaniehandwerker und Fernsprechtrupp. Waffen und Munition wurden verladen, viel Material, viele Pferde. Die Soldaten lagen in den Güterwagen auf Stroh, sangen, hingen ihren Gedanken nach, träumten von Zuhause. Auch Martin Dentler. Was sollte man schon wieder in einem Feldzug nach Osten? Zuhause wurden die Wiesen saftig, es gab wieder viel Milch, viel Arbeit. Seine Tochter war zwei Jahre alt. Vermutlich fuhr der Zug über München, 160 Kilometer von Auers entfernt.

Immer weiter ging es nach Osten. Endziel: Charkow. Im Süd-Osten der Stadt tobte seit fünf Wochen eine der größten Schlachten des deutschen Überfall-Krieges. Später wird sie die 2. Schlacht um Charkow genannt werden. Sicher sammelten die Soldaten auf den Bahnhöfen begierig Informationen über den Verlauf. Wien, Budapest, Tschechei, Kiew: 3.300 Kilometer entlang der Blutspur, die die Wehrmacht seit einem Jahr in den Osten gezogen hatte. Aus den offenen Wagontüren sahen die Soldaten Kriegstrümmer, zerstörte Dörfer und Städte, hörten von Kriegsgefangenen-Massen.

In Charkow wurden sie direkt vom Ausladebahnhof an die Front gebracht. Die Rote Armee hatte sich schon weit zurückgezogen, 260.000 Sowjet-Soldaten waren gefangen genommen worden. Das VIII. Armeekorps nahm Aufstellung vor Zmiew, südwestlich von Charkow. Es gab Nachhut- und Absetzkämpfe. Für Martin Dentler bedeutete das nach drei Jahren wieder vorderster Fronteinsatz. Schweres Maschinengewehr – das hiess MG 42, aufgesetzt auf eine dreibeinige Feld-Lafette, 1500 Schuss pro Minute, die Abschüsse zum sirrenden Dauerton, die „Knochensäge“. Dauerlärm, die ersten Verwundeten, die ersten toten Kameraden. Kriegs-Wahnsinn, in den man Millionen junger Männer auf beiden Seiten zwang. Charkow sollte der letzte große Kesselschlacht-Sieg der Wehrmacht sein.

Sofort startete unter dem Decknamen „Fall Blau“ die Sommeroffensive. Kilometer um Kilometer rückten die Soldaten im Eiltempo vor. Martin Dentler konnte sich an den Blitzkrieg in Polen erinnern haben. Er marschierte mit seinem Regiment, nun zugeteilt dem XI. Armeekorps in Richtung Nord-Osten. Die Vorstellung von der modern-motorisierten Wehrmacht trägt. Stattdessen unzählige Pferde, Panjewagen und Gewaltmärsche auf unbefestigten Wegen in Zug- oder Bataillonsstärke. Der russische Sommer kündigte sich an. Es war schwül-warm, die Felder voller Sonnenblumen und goldgelbem Weizen. Im Himmel über ihnen immer wieder deutsche Luftwaffe, irgendwo weiter vorn die vorrückende Front, am Horizont Gefechtslärm. Eine Mili-

tärmaschinerie, die sich wie eine Walze in das weite Land schob, ohne Ahnung von den russischen Wintern.

Sie kannten ihre Marschorder. Was sonst in der weiten Ebene für Truppenverbände täglich in Schlachten verwickelt war, wussten sie nicht, hörten nur irgendwann von den Erfolgen der eigenen Panzer bei Kalatsch, 100 Kilometer vor Stalingrad. In diesem Krieg schien es nur Siege für die Deutschen zu geben. Irgendwo vor ihnen zog sich die Rote Armee zurück. Sie rückten über zugeschüttete Granattrichter, Notbrücken und Wege mit Bohlen nach. Links und rechts kaputte Kanonen, einzelne Grabkreuze, überfahrene Pferde mit aufgeblähten Leibern, schwarz



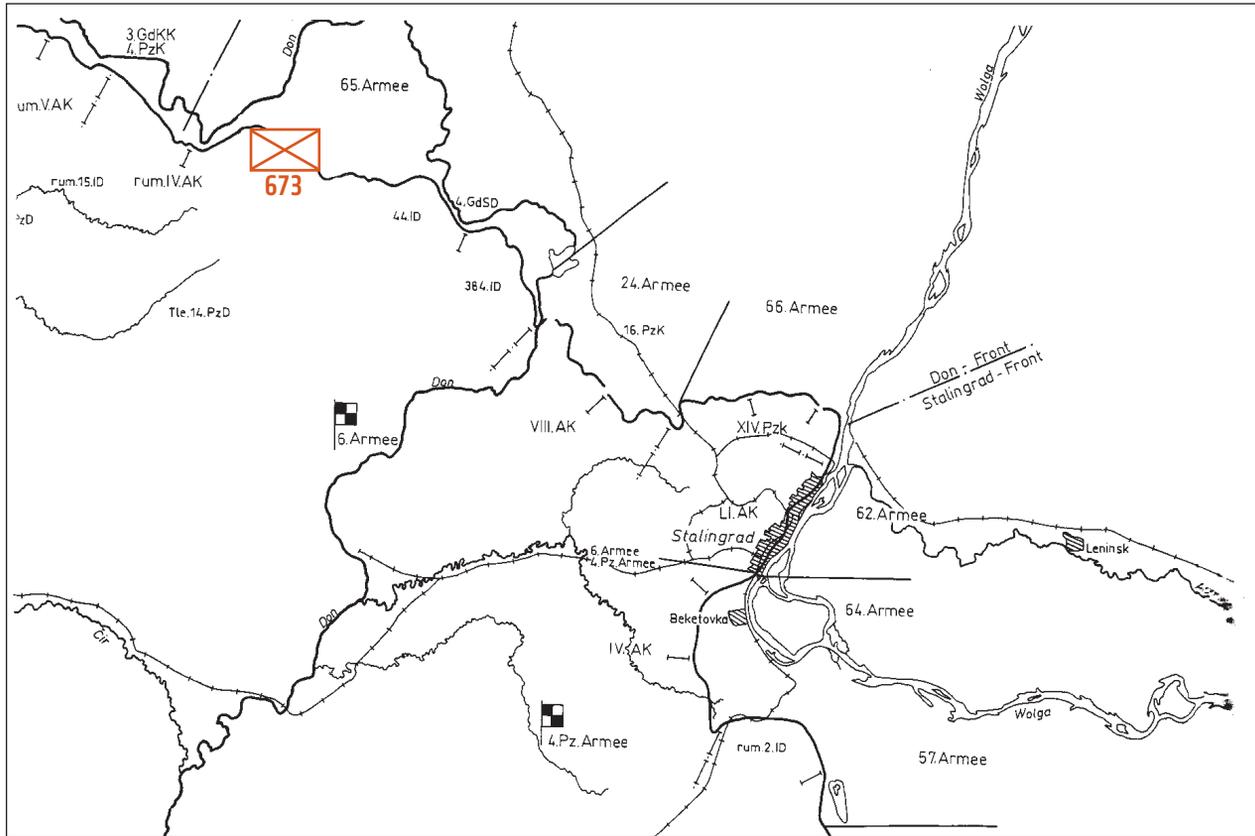
Vormarsch eines Zuges der Infanteriedivision 376 im Sommer 1942



Das benachbarte Regiment
von Unteroffizier Dentler,
im Sommer 1942

vor Schmeißfliegen. In den zerfurchten Feldern zerschossene Panzer. Die Sonne brannte. Manch einer taumelte. Vereinzelt bombardierten russische Flieger. Aasgeruch lag in der Luft. Die gemauerten Schornsteine abgebrannter Strohhäuser ragten in den blauen Himmel.

Hinter dem Don bezog die Rote Armee Stellung und setzte sich am Ufer fest. Dentlers Regiment 767 kam am 13. August 1942 im großen Donbogen zum Stehen, eine Sehnenstellung in der Flussbiegung. Das vor ihnen liegende Städtchen Kremenskaja erreichten sie nicht mehr.



Stellung des Regiments 767 im Donbogen

Im Schutz der Dunkelheit gruben sie sich in den sandigen Boden. Über Nacht verwandelte sich der Dauer-Vormarsch in den Stellungskampf des 1. Weltkriegs. Nacht für Nacht befestigten sie Maschinengewehrstellungen, karrten rares Holz heran, richteten verzweigte Laufgänge, gestaffelte Widerstandslinien und rückliegende Gefechtsstände ein. Ein Regiment verschwand im Boden. Als linker Flügel der 6. Armee bildeten sie die Abwehr gegen Norden, während die meisten Einheiten Richtung Stalingrad vorrückte. Das Stadt-Zentrum lag 150 Kilometer entfernt. Martin Dentler wird ihm nie näher kommen. Dass die deutsche Luftwaffe 10 Tage nach Dentlers Stellungsbezug die Stadt an der Wolga zu einem Trümmermeer zusammenbombte, in dem sich deutsche und russische Soldaten sechs Monate lang einen grauenvollen Häuserkampf lieferten, wussten sie nur als eine Meldung aus der Ferne.

Eine Frontstellung in der heissen Steppe zwischen den Dörfern Kletsckaja und Blishnjaja Perekopka. Links neben ihnen das Regiment 673, rechts die 44. Infanteriedivision. Der Gegner keine 100 bis 400 Meter entfernt, der Fluss dahinter nur zu erahnen. Eine Welt eingegrenzt auf den eigenen Abschnitt, 14 Kompanien für rund einen Frontkilometer. Tage in den Unterständen mit Schusswechseln und Granatbeschuss. Nachts wurden Mienen verlegt, Drahtverhaue gezogen, Kundschafter losgeschickt. Es gab Einbrüche, die Stoßtrupps kamen mit Ge-

fangenen zurück. Das war kein Etappenleben, sondern ein sich verbarrikadierender Krieg. Am Sonntag, den 25. Oktober 1942, luden die Offiziere der Division ihren Kommandeur Edler von Daniels zum Preisschiessen ein – Erinnerung ans Oktoberfest. 158 Soldaten des 6000-köpfigen Regiments starben im Oktober 1942, in den ersten Wochen der Kämpfe um Stalingrad waren es mindestens 30.000 der Einwohner.

Am 15. Oktober 1942 wurde Dentlers Einheit in Grenadier-Regiment 767 umbenannt. Er scheint sich in seine Soldaten-Rolle eingefügt zu haben, wurde zum Unteroffizier befördert. Das bedeutete mehr als die fünf Mannschaftsgrade, aber auch nichts Besonderes. Jeder sechste in der Wehrmacht besass diesen Rang. Ihm wurde, wie drei Millionen anderen, das Eiserne Kreuz II verliehen. Später das EK I. Damit war er einer von 300.000 Trägern. Wofür ist unklar. Wird er das Gefühl gehabt haben, seine Allgäuer Heimat, seine Frau und sein Kind hier in der Steppe gegen die bolschewistische Bedrohung zu verteidigen?

Im Spätherbst kam ein kälteres Klima auf. Während alle Augen, auch die der am Don liegenden Landser, auf die Entscheidung im Häuserkampf der Stadt gerichtet waren – für die Gewaltpsychopathen Hitler und Stalin längst Prestigeobjekt –, stand Martin Dentlers Division unvermutet im Entscheidungszentrum des Krieges. Gegenüber dem Donbogen hatte Stalin heimlich

Truppen zusammenziehen lassen – der Anfang des sowjetischen Durchbruchs, dem Einschluss und schließlich dem Untergang der 6. Armee im Kessel von Stalingrad.

Es grenzt an ein Wunder: Aus dem riesigen Schlachtfeld mit seinen unzähligen Frontabschnitten, den 22. Wehrmachts-Divisionen und 300.000 eingeschlossenen Soldaten sind die Geschehnisse im Truppenteil von Martin Dentler detailliert beschrieben. Zu den letzten sechs Wochen seines Leben zwischen dem Durchbruch der Roten Armee am 19. November 1942 und der Auslöschung seines Regiments im Januar 1943 verfügen wir über taggenaue Beschreibungen. Dentlers Regiments-Kommandeur Luitpold Steidle und der Kommandeur des benachbarten Regiments 673, Horst Zanke, haben später, gestützt auf ihre Fronttagebücher, die Kämpfe genau nachgezeichnet (Luitpold Steidle, Entscheidung an der Wolga, Berlin [Ost] 1969, S. 123–223; Horst Zank, Stalingrad. Kessel und Gefangenschaft, Herford 1993, S. 9–70). Im Folgenden eine Zusammenfassung aus beiden Texten.

Anfang November ahnte niemand am Donbogen den bevorstehenden Angriff, auch wenn man Vorgänge am anderen Ufer beobachtet und gemeldet hatte. Aber die Armeeführung reagierte nicht. Eines Tages bedeckte eine dünne Schneeschicht den Boden. Die Landser kauern in ihren Erdlöchern, man bereitete sich auf die Überwinterung vor.

Am Morgen des 19. November 1942 setzte die russische Artillerie ab sechs Uhr morgens zu einem Dauer-Beschuss an. Wie eine aufziehende „Gewitterfront“, schrieb Steidle später. Schwaden von Explosionsdämpfen wehten über den Stellungen. Immer wieder griffen Rotarmisten an, ungeschützt ins deutsche Feuer getrieben. Die Verluste auf sowjetischer Seite waren enorm.

Allen im Regiment von Martin Dentler war klar, dass die Stellungen um jeden Preis gehalten werden mussten. Rückzug bedeutete erneutes Schanzen im frisch gefrorenen Boden – ein völlig aussichtsloses Unterfangen. Im Lauf des Vormittags zog der Gefechtslärm nach Südwesten ab. Die Rote Armee muss beim Regimentsabschnitt 673 und den rumänischen Truppen durchgebrochen sein. Gegen Abend kam der Befehl: Die Division soll sich „vom Feind lösen“, das Regiment 767, nun direkt dem Korps unterstellt, die Stellungen halten bis die anderen Einheiten sich absetzen konnten. Martin Dentlers III. Bataillon blieb liegen: frierend, ängstlich in die Nacht schauend, eine näherrückende Panzerlinie erwartend. Hinter ihnen versuchte die Truppführung einen geordneten Rückzug zu organisieren, tatsächlich war es eine einzige Absetzbewegung.

Die Mehrzahl der 150.000 Pferde, Ochsen, ja Kamele der 6. Armee war Wochen zuvor rückwärts verlegt worden, um den Versorgungsweg der einspurigen Bahnlinie bis Tschir zu

sparen. Nun fehlten die Zugtiere. Was nicht getragen und gezogen werden konnte, musste zerstört werden. Verpflegungsdepots und Kleiderlager gingen in Flammen auf, Bunker wurden eilig gesprengt, Kisten flogen in Gräben.

Martin Dentler und sein Zug verschossen in dieser Nacht Patronengurt um Patronengurt. Schweres Geschütz und die meiste Munition waren nicht mitzunehmen. Am Morgen des 20. November war er taub. Im diesig-fahlen Licht konnten sie die sowjetischen Angriffstruppen im Schnee erkennen. Noch immer gab es keinen Befehl zum Abzug, bis sie sich selber dazu entschlossen. Zug für Zug sprengten die letzten Geschütze und zogen sich zurück, ängstlich hoffend, dass die russischen Truppen nicht schnell nachrücken, die sowjetischen Panzerverbände zurückbleiben würden.

Auf den vereisten Hohlwegen und Wegschneisen, über die in den letzten Stunden Tausende gezogen waren, war das Vorankommen mühsam. Links und rechts lagen weggeworfene Munitionskisten im Schnee, zertrümmerte Feldküchen, verstreute Feldpostbriefe, Mullbinden, Sättel, Tornister, Krankenhahren, Decken, Konserven, Brot. Zurückgelassene Wagen ohne Sprit steckten in meterhohen Schneeverwehungen. Sie überholten die ersten Zurückgebliebenen. Vor den Anstiegen des Weges versuchten noch Munitionsraupenschlepper Wagen voller Material die rutschigen Schneisen heraufzuziehen. In den

Eiskurven nach den Hügeln stiessen sie auf ineinander gerutschte Panjewagen, Kräder, zerquetschte Pferde. Dazwischen Verwundete. 70 Landser ließ das Regiment in vier Tagen zurück. Sie erfroren. Immer wieder bezog Dentlers Kompanie provisorische Abwehrstellung und brach nach Stunden erleichtert auf. Die Flucht eines geschlagenen Heeres.

Nach wochenlangem Liegen in kalter Erde waren die Muskeln das stundenlange Marschieren nicht mehr gewöhnt. In den steinharten Stiefeln gab es schnell Blasen. Der flache, harte Schnee knirschte unter den Sohlen. Noch wussten sie nicht, dass ihnen ein Gewaltmarsch von 60 Kilometern bevorstand. Zum ersten Mal erleben Martin Dentler und seine Kameraden einen Rückzug, faktisch eine Flucht.

Zwei Tage und Nächte liefen sie. Im Dunkeln waren die groben Spurrillen der Wege kaum zu sehen. Sie stolperten, rutschten, schweißtriefend mit vereisten Mänteln in der klirrenden Kälte, mit knurrenden Mägen, aufgedunsenen Frostnasen, Lumpen um die Füße. In einem Dorf gab es eine zweistündige Aufwärmpause. Sie zogen durch brennende Siedlungen, zwischen Scheunen in Flammen. Für Stunden legten sie sich in den Schnee.

Am Morgen des 23. November 1942 war der Himmel von Osten her glutrot und tauchte die unendlichen Schneefelder in ein Feuer- Meer. Am Horizont standen Rauchsäulen. Sie hörten von einem Zug ihres Bataillons, der von sowjetischen Panzern eingekreist und vernichtet worden war. Dann erreichte sie die Meldung vom Übergang des ganzen IX. Armeekorps über den Don bei Wertjatschi.

Nach vier grauenvollen Tagen erklimmen sie einen Hügelzug, von dem aus sie auf die Talsenke des Don sehen konnten. Überall Brände und Rauchsäulen. Flüchtende Kolonnen aus Nord und West schoben sich auf den Wegen zusammen, rechts und links ausgebrannte Fahrzeuge. Am strahlenden Himmel russische Flugzeuge, „Krähen“, den Treck beschliessend. Vor den Übergangsbücken unendliches Chaos, Überlebensverzweiflung. Die Flussübergänge lagen im Bereich der russischen Artillerie, gruppenweise mussten sie über die glatten Bohlen.

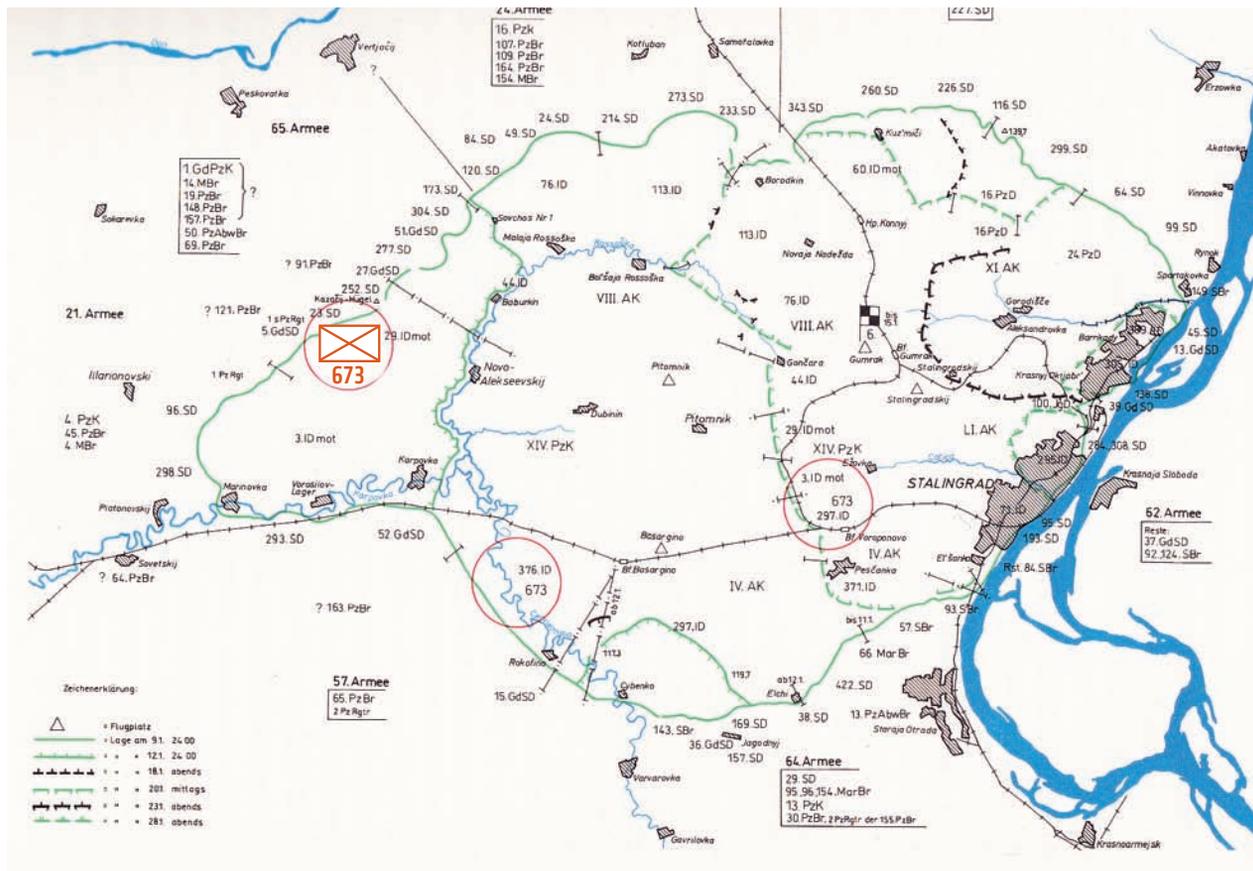
Auf dem Ostufer holte ihr Bataillon die Reste des Regiments ein. Bald drängten sie in den auslaufenden Schluchten der Steppe in überfüllte Unterkünfte, die ersten seit vier Nächten. Ins langsame Erwachen aus dem Horror der letzten Tage sickerte schnell durch: die gesamte Armee, der grösste Verband der deutschen Wehrmacht, war eingeschlossen. Noch beunruhigte das viele der Eingeschlossenen nicht. Aber während Göring von

der Machbarkeit einer Versorgung der Armee durch die Luft schwafelte, war hohen Militärs im Kessel längst die Unmöglichkeit einer solchen Aktion klar.

In den folgenden Tagen zog das Bataillon von Martin Dentler durch die Steppe in Richtung Süd-Osten. Frierend liefen sie über flache Schneefelder querfeldein, nur mit Kompass, kreuzten manchmal Marsch- und Panzerkolonnen. Ein unklarer Raum: Wo hatte sich die Rote Armee schon festgesetzt? Nachts schliefen sie in Zelten, ungeschützt in der Steppe. In Sibirien war es kalt, aber es gab Bäume, die den Wind aufhielten. Hier fegte der Eiswind ohne Widerstand über hunderte von Kilometern über die Steppe. Kaum gab es Dörfer in der weissen Ebene, jede Bauernkate wurde zum Ankerpunkt.

Vereinzelt stiessen sie auf Soldaten der Roten Armee. Es kam zu Schüssen, Verletzten. Zwei Armeen suchten den Feind. Schließlich wurde die ganze Division zum Dorf Dimitrijewka zurückgezogen.

Die Gefechtstrosse der Regimenter zogen mit den Resten an Nachschub und Verpflegung in die Kolchoshäuser, Lagerräume, Stallungen und Traktorstationen. Wenige Kilometer von hier, an einem flachen Höhenzug, sollte die neue Verteidigungsstellung, die westlichste des Kessels, eingerichtet werden.



Dimitrijewka mit Kaszschij-Hügel

Links aussen lag das Grenadier-Regiment 672 (Oberst Chrobek), in der Mitte Grenadier-Regiment 673 (Hauptmann Ehrich, später Horst Zank) und rechts das Regiment Martin Dentlers, Grenadier-Regiment 767 (Oberstleutnant Steidle). Irgendwo der Kasatschij-Hügel, Schlüsselstellung der Verteidigung, von der aus man die Übergänge am Don unter Kontrolle halten wollte. Nachts wurden die Kompanien an ihre Abschnitte geführt. Und nun fing das Unsägliche an: sich eingraben in den vereisten Boden. Am Morgen waren es Schneelöcher, in denen die MG- und Granatwerfer-Trupps lagen, nicht zu vergleichen mit den früheren Unterständen. Vor ihnen ein gleichförmiges Gelände, in dem jede Orientierung im heftiger einsetzenden Schneetreiben verschwand. In die Wände der weiter hinten liegenden Schluchten, „Balkas“ genannt, wurden provisorische Gefechtsstände, Verbandsplätze und Reservetruppen-Unterkünfte gegraben.

Alles war flach. Gegen Panzerangriffe hatten sie keine Chance. Mienengürtel, Drahtverhaue – nichts gab es mehr. Das Regiment hatte nur sechs Geschütze retten können. Es fehlte an allem: Gewehre, Munition, Verpflegung. Bald lauerten in der Schneeweite unsichtbare russische Scharfschützen. Im Gang über das Schneefeld gab es tagsüber keinerlei Schutz. Die vorderen Soldaten kauerten wie festgenagelt in ihren eisigen Mulden, ihnen blieb nur auszuharren, sich vollständig still zu halten und ins leere Weiss zu starren, ob eine Panzerfront näher

rückte. Manchmal sahen sie in den Nebelschwaden keine zehn Meter weit. Nachts wurde auf Schlitten die letzte Munition nach vorn gezogen, dazu ein paar Schläge kaltes Essen, Verwundete und Tote wurden wieder mitgenommen. Am Straßenkreuz nördlich von Dimitrijewka legte man einen Friedhof an, von überall wurden die Toten hierher gebracht. Kurzes Tauwetter verwandelte den Bodens in Morast. Die hygienischen Verhältnisse waren katastrophal. An ein Ausheben von Latrinen war nicht zu denken. Sie schliefen zusammengezwängt wie Sardinen in den verschlammten und wieder vereisten Erdlöchern, überall Läuse, Infektionen breiten sich aus. Ein aussichtsloser Abwehrkampf stand ihnen bevor, und es war anzunehmen, dass der russische Zuzug des Kessels hier, in der „Nase“ der Verteidigungsstellung, ansetzen würde. Mit der Monotonie der Tage breitete sich ohnmächtige Melancholie aus. Dazu die Angst. An was wird Martin Dentler gedacht haben?

Die einzige Hoffnung war ein Ausbruch. Gerüchte kursierten, und auch schon Zweifel: ein Gewaltmarsch von 40, 50 Kilometer über die Eisflächen, ohne alle Kranken und Verwundeten? Tatsächlich gab es für die entkräftete Rest-Armee schon keine Chance mehr. Die letzten 70 Panzer hatten nur noch für 30 Kilometer Treibstoff. Bald hörte man nichts mehr vom eigenen Durchbruch, aber von einem Entsatzungsangriff aus dem Westen. Vielen schien die Tatsache, dass der „Führer“ sie aus dieser „Festung ohne Dach“ nicht mehr herausholen würde, ausser-



Dezember 1942 bei Dimitrijewka

halb ihres Vorstellungsvermögens. Eine Armee mit 22 Divisionen konnte man doch nicht einfach sich selber überlassen. Manche hofften immer noch, Weihnachten bei seiner Familie sein zu können.

Vielleicht hat Martin Dentler zu diesem Zeitpunkt einen letzten Brief von seiner Frau bekommen. Möglich wäre es. Feldpostnummer Don 10461E. Einzelne Sendungen kamen noch durch. Aber in Deutschland hatte man keine Ahnung von der Situation der Soldaten. Bekanntmachungen sprachen vom Zurschlagen der Roten Armee. Hitler kündigte die Eroberung Stalingrads an.

Ab dem 2. Dezember 1942 begannen die russischen Truppen mit ihren Angriffen. Panzer mit Trauben russischer Infanteristen schoben sich über die Schneeebene heran. Einzelne brachen durch, fuhren zwischen den deutschen Soldaten, versuchten deren Deckungslöcher zusammenzudrücken. Oft lagen die Landsoldaten in ihren toten Schusswinkeln und hatten noch nicht einmal Minen, um sie unter die Ketten zu schieben. Täglich wiederholten sich solche Szenen. Die Frontlinie verwischte. Nachts stießen russische Flugzeuge, „Nähmaschinen“ vom Himmel herab, Artillerie beschoss die Stellungen. Täglich starben Kameraden. 14 Tage lang. Die Gefechtsstärke des Regiments schrumpfte auf 600 Mann, ein Zehntel des Anfangsbestandes, die ganze Division verlor 1600 Mann, eine der größten Verluste der ganzen 6. Armee. Martin Dentler wird jeden Morgen damit gerechnet haben, den Abend nicht mehr zu erleben. Dazu die drastisch gekürzten Essensrationen. 100 Gramm Brot pro Tag, manchmal etwas Pferdefleisch. Die ersten Hungertoten wurden festgestellt. Mitte Dezember setzte wieder ein scharfer Frost ein. Es gab unzählige Erfrierungen. Immer mehr Offiziere fielen aus, Leute wurden vermisst, kamen von Aufklärungsgängen nicht mehr zurück. Am Ende blieb von Martin Dentlers Regiment nur noch ein Bataillon, der einstige Regimentskommandeur Horst Zank, heute 92-jährig in Bonn, spricht von übriggebliebenen „Kampfgruppen“. Neue Soldaten kamen von der Fliegerabwehr, ohne jede Kampferfahrung. Wirklicher Nachschub blieb aus. Die Stellungen waren nicht zu halten.

Zum Todesdatum von Martin Dentler gibt es unterschiedliche Auskünfte. Die Kriegsgräberfürsorge verzeichnet den 16. Dezember 1942, ebenso die Unterlagen im Standesamt zu Opfenbach. Das scheint das korrekte Datum zu sein. In der Todesanzeige ist der 22. Dezember 1942 angegeben, im Opfenbacher Kriegerehrenbuch der 28. Dezember. Vermutlich war das genaue Todesdatum anfänglich nicht bekannt.

Drei Tage nach Martin Dentlers Tod, am 19. Dezember 1942, startete die lang erwartete Grossoffensive der Russischen Armee zur Zusammendrückung des Kessels in dessen westlicher „Nase“. Der Kasatschij-Hügel wurde in harten Kämpfen, in denen das Dentlerische Regiment fast völlig aufgelöst wurde, gestürmt. Für die Benachrichtigung der Verwandten blieb keine Zeit oder kein Zuständiger mehr. Am 3. Januar 1943 verlegte man die wenigen Überlebenden in den Süden des Kessels. Am 5. Januar wurde das Regiment, fünf Monate nach seiner Aufstellung in Frankreich, für aufgelöst erklärt. 70 Prozent seiner Soldaten waren tot. Am 13. Januar 1943 überrollte der russische Angriff die letzten Stellungen an der Dimitrijewka. Am 31. Januar 1943 gaben sich die letzten Reste der 6. Armee geschlagen.

Viktoria Dentler konnte von all dem nichts wissen. Noch bis zum 16. Januar leugnete das NS-Regime Einschluss und Katastrophe. Dann schwenkte Goebbels radikal um: Kein einziger Soldat habe überlebt. Was muss das für ein Schlag im Haus Häberli

gewesen sein. Goebbels mobilisierte das Land in kriegerischer Trauer. Stalingrad als Heldenmythos. Am 3. Februar 1943 hiess es im Rundfunk: „Sie starben, damit Deutschland lebe!“ Von den 100.000, die in sowjetische Gefangenenschaft gingen, war keine Rede. Am 18. Februar gröhnte Goebbels im Sportpalast vom Totalen Krieg.

Am 11. September 1943, sechs Monate nach den letzten Gefangennahmen in Stalingrad, erhielt Viktoria Dentler die Nachricht vom Tod ihres Mannes, ohne Todesdatum. Absender: Stellvertretendes Generalkommando VII. A.K. (Wehrkreiskommando VII), München. Der Arbeitsstab Stalingrad-Tunis rekonstruierte die Schicksale aufgrund von Berichten Überlebender und letzten Listen. In Röthenbach war vielleicht schon vorher, spätestens jetzt ein Gottesdienst angesetzt. Der Pfarrer sprach an einem symbolischen Soldatengrab des Friedhofs. „In Ehren gefallen“. Es gab Kränze, Fahnen in der Kirche, Tücher, das Dorf-orchester spielte. Die Familie schaltete eine Anzeige.

Hundert Mal wiederholte sich diese Zeremonie in den letzten Kriegsjahren in Röthenbach. Und überall ging ihr ein Schrecken im ganzen Dorf voraus. Mit dem Klang der Sterbeglocke vom Turm der Kirche wussten alle Bewohner, dass auf dem Bürgermeisteramt eine Todesnachricht aus dem Krieg eingegangen war. Immer wieder werden Viktoria Dentler, aber auch Mutter Dentler, angststarr gewartet haben, ob der Bürgermeister in

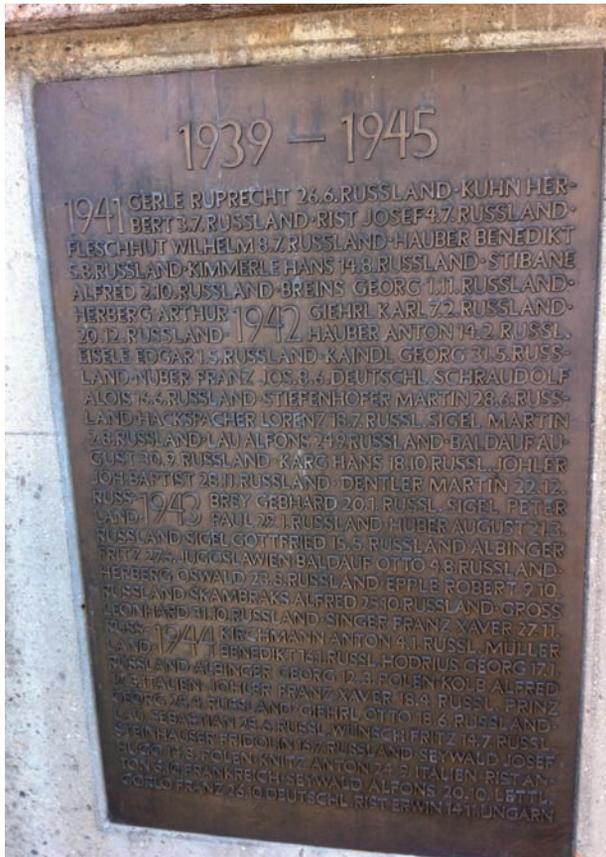


Kriegerdenkmal Röthenbach

den nächsten Minuten an ihre Tür klopfte, um die traurige Nachricht zu überbringen.

Aus den zehn Höfen von Auers kehrten vier junge Männer nicht mehr zurück, darunter ein weiterer Stalingradgefallener. Ihre Namen wurden später am Kriegerdenkmal vor der Kirche von Röthenbach aufgeführt – zusammen mit den Gefallenen des 1. Weltkriegs.

In Martin Dentlers Heimatgemeinde Opfenbach fielen 165 Eingezogene, zumeist bei der sowjetischen Rückeroberung der Festung Orel im August 1943, 300 Kilometer südwestlich von Moskau. 10 von ihnen kamen allein aus dem Weiler Görzitz. Fünf männliche Jahrgänge fehlen in dem Dorf, konstatiert der Präsident des Kriegervereins Helmut Forster heute. Für das Kriegerehrenbuch der Gemeinde Opfenbach verfasste Veronika Fink, Martin Dentlers ehemalige Lehrerin, einen Eintrag. Vier Bände werden es am Ende des Krieges sein, alle mit Lebensläufen der männlichen Dorfjugend, wohl fast alle ihre ehemaligen Schüler.



Gefallentafel Röthenbach, Eintrag Martin Dentler, 22.12.1942 Russland

Die letzten Kriegsjahre werden für die junge Viktoria Dentler mit dem kleinen Mädchen schwer gewesen sein. Ein Jahr später starb ihre schon lange kranke Mutter und wurde auf dem Röthenbacher Friedhof beerdigt. Ein Schlag für Vater Häberli. Trauer herrschte in der engen Stube in Auers. Viktoria Häberli kümmerte sich um den Vater. Sicher klammerte sie sich, wie so viele, daran, dass ihr Mann vielleicht doch unter den Kriegsgefangenen sei und nur nicht schreiben durfte. Von „Schweige-Lager“ war nach dem Krieg die Rede.

Vater und Tochter hielt nichts mehr in Deutschland. Sie wollten zurück in die Schweiz, aber während des Krieges war das nicht möglich. Die letzten SS-Fanatiker versuchten noch in einer „Alpenfestung“ den Durchzug der Franzosen zu verhindern, hängten vermeintliche Verräter. Vorsorglich beschloss die französische Armee Wigratzbad mit 180 Granaten. Dann war Frieden. Immer mehr Flüchtlinge und Vertriebenen kamen aus dem Osten, bei Auers zumeist von Ostpreußen. Die, die alles verloren hatten, wurden zwangsweise einquartiert. Nicht in der Sennelei, hier war kein Platz, die Lebensmittelproduktion durfte nicht behindert werden, aber in allen umliegenden Höfen.

Viele der Geschwister gingen, wenn sie es nicht schon längst waren, in die Schweiz. Vater Häberli betrieb weiterhin die Sennerei, seine Tochter besorgte ihm den Haushalt. Einziges Kind im Haus: Enkelin Ingeborg.

Viktorias Einreiseantrag verweigerten die Schweizer Behörden. Es hiess, sie sei mit einem Deutschen verheiratet gewesen und bedeutete die Schweizer Haltung gegenüber einem Land, dessen Eroberungsangriff man sechs Jahre befürchtet hatte. Ingeborg wurde in Auers eingeschult. Nach einem Jahr schickte sie die Mutter im März 1948 zu ihrer Tante Paula nach Fülenbach, einer 1000-Seelen-Gemeinde. Auch hier machte man dem Kind „aus dem Deutschen“ mit seinem schwäbischen Akzent es nicht leicht: es sollte erst einmal „Deutsch“ lernen. Die Stimmung, auf die die Tochter eines Wehrmachtssoldaten traf, wird nicht einfach gewesen sein. Ein halbes Jahr später, im Herbst 1948, kündigte Vater Häberli den Vertrag mit der Genossenschaft und ging mit seiner Tochter in die Schweiz zurück. Die Käserei übernahm der junge, ledige Endres. 1949 heiratete er die Österreicherin Anita. Zusammen betrieben sie die Sennerei noch 13 Jahre, „glückliche Jahre“, wie sie heute rückblickend sagt. Dann war Schluss mit dem Käsemachen. Im selben Jahr starb auch Mutter Dentler.

In der Schlacht um Stalingrad sind auf russischer Seite rund eine Million Soldaten und Zivilisten und auf deutscher Seite eine halbe Million Wehrmachtsangehöriger umgekommen oder gelten als vermisst. Auch wenn Martin Dentler die letzten acht Wochen der Kesselschlacht überlebt hätte, wäre er mit Sicherheit nicht heimgekommen. Von den 100.000 Wehrmachtssoldaten in Kriegsgefangenschaft kehrten nur 5000 zurück, die letzten 1955. 5000 traumatisierte Männer der anfänglich 300.000 Soldaten der 6. Armee.

Martin Dentlers einstiger Regimentskommandeur Luitpold Steidle trat in Gefangenschaft dem Nationalkomitee Freies Deutschland, einer kommunistischen Organisation bei, wurde CDU-Minister für Gesundheit in der DDR und starb 1984 in Weimar. Sein Divisionskommandeur Alexander Edler von Daniels wurde Gründungsmitglied des kommunistischen Bundes Deutscher Offiziere und der Oberbefehlshaber der 6. Armee, Paulus, blieb in der DDR und hatte sein Haus in Dresden. Eine erstaunliche Ballung von Seitenwechsellern.

Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion 1990 öffnete sich das Land, in dem für so viele Familien ihre Männer, Brüder und Söhne vier Jahrzehnte unerreichbar geblieben waren. „Wir



7.1922 +05.10.1942 MARTIN DECK 29.01.1922 +08.12.1942 JO
V DEEKEN 04.11.1915 +12.09.1942 KARL DEGLMANN 14.09.1
02.1943 WENDELIN DEGEN 06.02.1908 +18.06.1947 ERICH
ND DEGLAU 10.05.1923 +23.09.1942 ERWIN DEHMELT 25.07
0.12.1942 MAX DEIL 06.01.1907 +02.11.1942 JOSEF DEINHA
1.1914 +04.1943 JOSEF DEISSENROTH 02.06.1922 +03.10
43 WILLI DELLMANN 13.03.1918 +20.10.1942 KURT DEMA
E 12.02.1910 +23.09.1942 WALTER DENECKE 03.08.1923 +05
942 MARTIN DENTLER 13.03.1917 +16.12.1942 GREGOR
Z JOSEPH DENZLER 21.01.1914 +04.1943 GUSTAV DERWE
.11.1922 +31.12.1942 WILLY DETTLOFF 26.07.1911 +23.0
ANN 07.10.1906 +31.03.1943 ALBERT DETZEL 14.06.11
1.1922 +30.09.1942 HEINRICH ANTON DEUCHERT 10.11
01.10.00.1942 ALFRED DEUKE 10.11.1915 +20.11.1942 E



Das große Grabfeld, Block 28 liegt ungefähr rechts von der Bildmitte, im Vordergrund | Umfassungsmauer mit dem Namen von Martin Dentler | Steinquader mit den Namen der vermissten Deutschen

können nun nichts mehr bieten“, heisst es in der Todesanzeige zu Martin Dentler. „Nicht einmal eine Hand voll Blüten auf Deinen Grabeshügel streuen. Wir konnten Dich nicht sterben sehen und nicht an Deinem Grabe stehen. Fern Dein Grab, tief unser Schmerz“. Das war mehr als eine der üblichen Anzeigenformulierungen.

Ab 1994 wurde systematisch nach den Überresten der gefallenen Deutschen im Kessel von Stalingrad gesucht. Einstige Friedhöfe, Massengräber und Grabfelder wurden ausfindig gemacht, initiiert vom Volksbund der deutschen Kriegsgräberfürsorge. Wo einst das Dorf Rossoschka war, südwestlich vom heutigen Wolgograd, legte man einen Soldatenfriedhof für deutsche und russische Gefallene an. Bei den Exhumierungen fand man 1998 auf dem Gelände des ehemaligen Wehrmachtsfriedhofs bei Dimitrijewka die Überreste von 853 deutschen Soldaten, auch die Erkennungsmarke von Martin Dentler (-98-9./I.R.91). Sie ließ sich nicht mehr zweifelsfrei den umgebetteten Gebeinen zuordnen. Aber es ist sicher, dass seine sterblichen Überreste heute im Block 28 des großen Grabfeldes von Rossoschka ruhen.

Um dorthin zu gelangen, muss man vom Zentrum Wolgograd rund 40 Kilometer über eine holprige, leere Landstraße in die Steppe fahren. Im Sommer ist es 40 Grad heiss, jene Hitze, in die hinein vor 70 Jahren die deutschen Soldaten einmarschier-



Rossoschka, deutscher Teil von der Straße aus, rechts das große Grabfeld



xxxxxxxxx

ten. Die grade Piste führt vorbei am Flugplatz, von dem aus der Kessel versorgt wurde. Bald gibt es keine Häuser oder Gehöfte mehr, nur einen weiten Horizont unter einem hohen Himmel. Der Friedhof liegt beidseits der Straße, links für russische Gefallene, vielfach mit Einzelgräbern auf denen grün gestrichene Soldatenhelme liegen, rechts für die deutschen Toten. Es ist ein weitläufiges Gelände, mit Gedenkschriften, einem

Kreuz, einem kleineren Friedhof, in dem schon 1943 Deutsche beerdigt wurden, 152 massiven Steinquadern mit den Namen der 150.000 noch vermissten deutschen Soldaten und einem erhöhten, von einer Mauer eingefassten runden Grabfeld, 130 Meter im Durchmesser. Auf ihm gibt es keine Einzelgräber, aber mittels eines Rasterplans sind die Grablegungsorte der umgebeten Gebeine auszumachen. Der Block 28 findet sich am südlichen Rand der Umfassung, rechts von der Mitte. 53.000 Deutsche sind inzwischen hier begraben worden.

Auf der Umfassungsmauer des Grabfeldes sind die Namen der hier Beerdigten festgehalten. Auch der von Martin Dentler.

Um zum Ort zu gelangen, wo Martin Dentler gefallen ist, muss man nach Wolgograd zurück und von dort in einer Ausfallstraße 80 Kilometer in Richtung Süd-Westen fahren. Auch hier wieder Landstraße und bald Steppe. Zu finden ist nichts mehr. Auf den Ort des einstigen Wehrmachtsfriedhofs deutet nichts hin. Der Kasatschij-Hügel wurde im Laufe der Jahre abgetragen, im Dorf Dimitrijewka gibt es nur noch einzelne Häuser.

Die Sennerei in Auers steht noch, bewohnt von Anita Endres. Sie könne nicht weg, bei diesem Blick in die Alpen, bedeutet sie. Das wird vielleicht auch Martin Dentler oft gesagt haben.



Rossoschka, deutscher Teil von der Straße aus, rechts das grosse Grabfeld

Es war ein Auftrag: Grabsuche und Todesumstände. Der Ausgangspunkt spärlich: ein Standardbrief vom 11. September 1943 mit handschriftlichen Einfügungen. „Sehr geehrte Frau Dentler. Der Arbeitsstab überreicht Ihnen das Gedenkblatt für Ihren im Kampfraum Stalingrad gefallenen Mann, Uffz. Martin Dentler, F.P.N: 1046iE, I.V.“ – „Getreu seinem Fahneneid starb im Kampf um die Freiheit Großdeutschlands Unteroffizier Martin Dentler 12./J.R.767 den Heldentod für Führer/Volk und Vaterland.“ (abgedruckt Umschlagseite vorne) Kein Sterbedatum und -ort, kein Grab, kein persönliches Wort.

Mehr erfuhr die Empfängerin nicht über den Tod ihres Mannes. Trauernd zog die

Spurensuche

23-jährige bald mit der gemeinsamen Tochter in die Schweiz. Jahre später heiratete sie wieder. Dennoch suchte sie zeitlebens in den Soldatengesichtern der Fernseh-Weltkriegs-Dokumentationen nach den Zügen ihres ersten Mannes. Mit ihrem Tod wurden die Familienerinnerungen karger. Die Tochter, heute über 70 Jahre alt, hat ihren Vater nie kennengelernt.

Martin Dentler ging mit seinem kurzen Leben der Nachwelt verloren. Ein Schicksal, das er mit Millionen in Europa teilt. Aber was lässt sich heute über eine solche Kriegsbio-graphie in Deutschland noch herausfinden? Welche Stationen muss man auf der Suche nach deren Leben und militärischen Wegen gehen, um sie aus der Vergessenheit zu holen?

Bereits 1939 wurde die „Deutsche Dienststelle für die Benachrichtigung der

nächsten Angehörigen von Gefallenen der ehemaligen deutschen Wehrmacht“ eingerichtet. Heute sind ihre 18 Millionen Karteikarten das Gedächtnis der Armee. In den roten Backsteingebäuden im Norden Berlins finden sich 5 Millionen Personalunterlagen zur Wehrmacht, über 2 Millionen zur deutschen Marine und 15 Millionen zu deutschen, österreichischen und verbündeten Soldaten in alliierter Kriegsgefangenschaft. Auskunft bekommt nur, wer einen persönlichen Bezug zum Gesuchten nachweisen kann. Und: Die Behörde benötigt fast ein Jahr für einen Antrag.

Anders ist es beim Suchdienst des Roten Kreuzes in München, dem Gedächtnis der Vermissten. 50 Millionen Karteikarten verweisen hier auf das Schicksal von 20 Millionen: Suchende und Vermisste. Leider nicht auf Martin Dentler, aber die elektronische Nachricht des Leiters des DRK-Suchdienstes Heinrich Rehberg mit der Entschlüsselung von Truppenteil und Feldpostnummer kam – wie schon bei früheren Anfragen – bereits am nächsten Tag.

Auch die Antwort des „Volksbunds Deutsche Kriegsgräberfürsorge“ kam zügig und enthielt Erstaunliches: den Ort und das Datum des Todes von Martin Dentler und sogar seine Grabstätte. Angesichts von einem halben Jahrhundert Nichtwissen etwas völlig Überraschendes. Durch eine schlichte Internetanfrage

wurde aus dem „Verschollenen“ wieder ein reales Schicksal, verbunden mit einem realen Ort der Trauer. Die Kriegsgräberfürsorge kümmert sich um die deutschen Gefallenen seit dem Ende des 1. Weltkrieges. Bis 1989 waren es 2,5 Millionen Tote in 825 Kriegsgräberstätten in 45 Staaten. Nach dem Zusammenbruch des Ostblocks kamen weitere 3 Millionen hinzu. 716 000 Gefallene wurden seitdem umgebettet, 190 Friedhöfe zum Ersten Weltkrieg, 300 zum Zweiten Weltkrieg neu angelegt.

Dass die Auskunftserteilung in Deutschland so gut organisiert ist, hat Gründe. Nicht nur die Zurückgebliebenen drängten auf Gewissheit, auch die Verwaltungen hatten immensen Regelungsbedarf. Bei Unterstützungsleistungen, Renten und Entschädigungen wurden Konkretisierung von Vermisstenschicksalen, Todeserklärungsverfahren, Nachlassverwaltungen, Bescheinigungen über militärische Dienstzeiten und Nachweise über Kriegsgefangenschaft und Staatsangehörigkeit verlangt. Die flächendeckende Informationsbereitstellung beschränkte sich aber auf die Bundesrepublik. In der DDR hielt man Auskünfte über die „Täter“, z. B. in den russischen Kriegsgefangenenlager für ebenso unnötig wie eine selbstbefragende Aufarbeitung des Vergangenen, waren doch die ehemaligen Nazis alle in den Westen geflohen. Eine Wehrmachtsauskunftsstelle und Kriegsgräberfürsorge gab es nicht.

Die meisten der 18 Millionen deutschen Männer, die der

Kriegswahnsinn aus ihren Lebenszusammenhängen gerissen hatte, kamen vom Dorf. Hier sind ihre Schicksale noch immer fest im lokalen Gedächtnis verankert. Dies war beim Besuch des Allgäuer Weilers, in dem Martin Dentler vor knapp einem Jahrhundert geboren wurde, offensichtlich. Die Älteren wussten genau, auf welche Höfe die Söhne nicht zurückgekehrt waren. Oberhalb der Bühne des FestsaaIs im Dorfgasthaus hängen seit 60 Jahren die Portraits der Gefallenen und Vermissten. Und an den jährlichen Gedenkgottesdiensten tragen die Dorfkinder noch immer die Lebensläufe der Gefallenen vor. Schnell tauchten bei der Nachfrage nach Martin Dentler Fotos, ein Stammbaum und ein dickes, rot eingebundenes Buch auf. In ihm hatte die



XXXXXXXXXXXXXX

Dorflehrerin die Biographien der Kriegstoten – zumeist ihre ehemaligen Schüler – in gestochener Schrift aufgezeichnet hatte. Die Weltkriegschronik von Göritz.

Hier öffnet sich ein Erinnerungsraum, landesweit von Dorf zu Dorf wiederholt, der Andenken an konkretes Leben bewahren will. Er passt so gar nicht zur öffentlich-städtischen Gedenkkultur, die in ihrer Pauschalität eher dem Vergessen als der Erinnerung Vorschub leistet. Erst in diesem Kontext lässt sich die Bedeutung der Namensinschriften auf Denkmälern und Gefallenentafeln auf Dorfplätzen und in Kirchen zu den Toten von 1870/71, 1914–1918 und 1939–1945 erfassen. Ebenso die vielen dörflichen Kriegervereine.

Mit den Archiv-Auskünften, dem Göritz-Besuch und breiter Lektüre ließ sich der kurze Lebensweg Martin Dentlers erstaunlich faktenreich zusammentragen. Damit war der Auftrag erfüllt.

Aber mit der Annäherung an den Menschen Martin Dentler wuchs auch das Interesse alle Orte seines Lebens und Todes zu sehen. Mit dem Flugzeug ging es nach Moskau und weiter mit dem Zug nach Wolgograd. Unwirklich klein erschien nach einem Tag und einer Nacht im Zug die alles überragende Mutter-Heimat-Statue mit dem Schwert und ihren fliegenden Haaren im Abteiffenster.

Das einstige Stalingrad zieht sich schmal und endlos am Wolgaufer hin. Man geht durch die Straßen und denkt an das unermessliche Leid der damaligen Bewohner. Die gegenüberliegenden Sandbänke des breiten Flusses laden zum Baden ein, und es ist schwer vorstellbar, dass sich hinter ihnen die jungen Rotarmisten sammelten, die übergesetzt oft nur wenige Stunden im mörderischen Ruinenkampf überlebten. Kein vorrückender Wehrmachtssoldat hat das andere Ufer je betreten. Der Fluss wurde zur Demarkationslinie für den deutschen Kriegswahn vor 70 Jahren.

Den Friedhof Rossoschka in der Steppe von Wolgograd hat erst der Fall des Ostblocks, das Geld des wiedervereinigten Deutschlands und das Behörden-Einverständnis des überfallenen Landes möglich gemacht. Das Suchen, Ausgraben, Umbetten der Toten und die Errichtung der Anlage koordinierte die deutsche Kriegsgräberfürsorge. Die sterblichen Reste von 53.000 Soldaten sind in der weiten Rotunde beigesetzt. Dreimal so viele werden noch immer vermisst.

Wenige Kilometer entfernt liegt das rote Backsteingebäude des Informationszentrums in weiter Landschaft, daneben eine Grundschule, auch sie mit deutschen Geldern finanziert. Statt einer Dokumentation mit Karten, Fotos und Filmen finden sich Bänke und Tische. 6000 Angehörige, Nachfahren und Überlebende aus aller Welt fanden sich, so die Leiterin Galina Masa-

nova beim Tee, im Jahr 2011 hier ein. Da sei die Küche wichtiger als eine Bibliothek.

Hinter den Tischen ein Regal für die 100 Totenbücher der in Russland gefallenen deutschen Soldaten, für das einstige Stalingrad sind es allein 15 Bände. Im Band 2 sind die Daten zu Martin Dentler aufgenommen. Friedhof und Zentrum machen – so weit sie auch von Deutschland entfernt sind – einen späten Abschied möglich, geben einer über ein halbes Jahrhundert währenden ortlosen Trauer endlich einen Ort.



Leiterin des Informationszentrums für die deutschen Kriegsgefallenen, Galina Masanova, mit dem Bd. 2 des Namenbuchs von Rossoschka, in dem Marti Dentler verzeichnet ist.

Rossoschka war Abschluss der Rekonstruktion eines Lebens. Eines von 63 Millionen in Europa, das der Weltkrieg vernichtete. Aber eröffnet eine solche Nachforschung nicht zugleich Fragen in ganz anderer Richtung? Was bewirkte dieser so singuläre und doch millionenfache Kriegstod in den Familien, und damit in den europäischen Nachkriegsgesellschaften und schließlich in den transgenerationalen Bindungen bis in die Gegenwart hinein?

In Ost wie West inszenierte man nach dem Krieg das Bild der heilen Familie. Dabei gehört die vaterlos, „halbe“ Familie zum prägendsten Kennzeichen des 20. Jahrhunderts, vor allem in Deutschland. Schon aus dem Ersten Weltkrieg kehrten hier 2,5 Millionen Männer nicht zurück, hinterließen 600.000 Witwen und fast eine Million Halbweisen. 25 Jahre später kamen 4,7 Millionen Gefallene, eine Million Witwen und fast 2,5 Millionen Halbweise hinzu. Die Ungewissheit über den Verbleib der Männer belastete jahrelang die Familien. Unzählige Frauen saßen nach 1945 innerlich auf „gepackten Koffern“ und hofften, dass ihre Männer, Brüder und Söhne unten den letzten Kriegsgefangenen sein würden. Die Lebensberichte aus diesen Familien gleichen sich: mit schweigenden Radioabenden beim Verlesen von Soldatennamen, dem allabendlichen von den Müttern eingeforderte Kinderbeten für die Väter und den verzweifelten Gängen zu

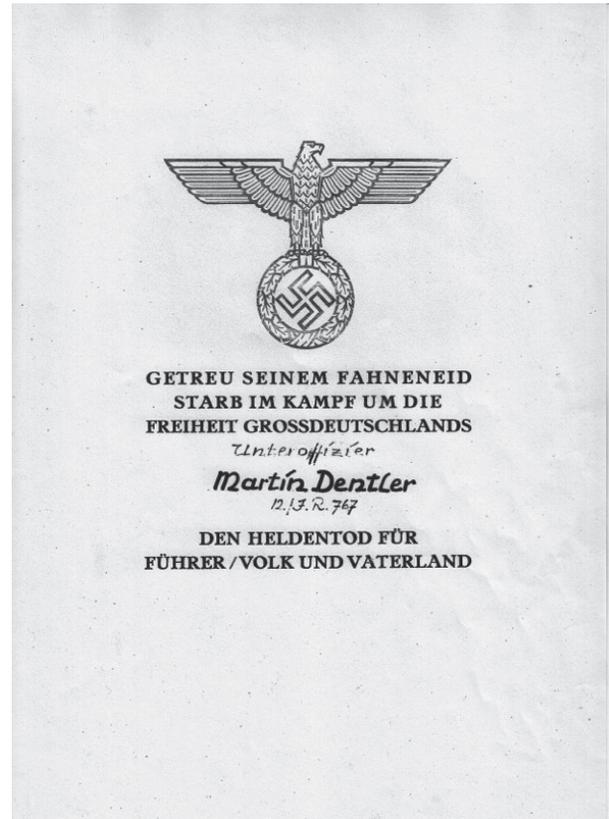
Wahrsagerinnen und „Informanten“. Erst die Heimkehr der letzten Kriegsgefangenen aus Russland 1955/1956 bedeutete das Ende aller Hoffnung. Dennoch: Viele Frauen warteten ihr Leben lang. Manche stellten sich ihre Männer gar als Gründer neuer Familien in Osteuropa vor.

Zu Trauer, Ungewissheit und jahrelangem Warten kam die Rückkehr der Kriegsüberlebenden. Physisch und psychisch verseht, schweigend über ihre Erlebnisse in Krieg und Gefangenschaft, kriegsverroht gegenüber ihren Kindern und Frauen oder fassungslos über die eigenen Grausamkeiten, besonders an der Ostfront, in sich zurückgezogen. Eine stille, kollektive Abwehr von Diktatur, Krieg und eigenen Erfahrungen.

„Der kollektive Nebel, der über der NS-Vergangenheit lag, hat lange unser Lebensgefühl verunsichert“, erklärt Sabine Bode, Autorin von Büchern über die Kriegskinder- und Enkelgeneration. In den Erzählungen der Kinder ist viel von den schweigenden, als distanziert und kalt empfundenen Vätern die Rede. Dem „Zivilisationsbruch“ der Nazis, so der Historiker Gerd Koenen, folgte ein „Generationenbruch“. Aber er wurde nicht ausgetragen. Die Nachgeborenen verlagerten ihre Anklagen ins allgemeine Gesellschaftliche und in die weit entfernten Kampfplätze einer revolutionären „Dritten Welt“. Selbst im Paulschalfanatismus der bundesdeutschen Terrorjahre weist Koenen die sozialpsycholo-

gische Verkettung zwischen Kriegs- und Nachkriegsgeneration in seinem Standardwerk zur deutschen 68er-Generation, dem „Roten Jahrzehnt“, nach. Die konkreten Leben und Taten der Eltern und Großeltern aber blieben unbefragt. Dieser Umgang einer „kritischen“ Generation, die Krieg und Diktatur so explizit zum Thema machte, mit den Biographien ihrer Väter ist auffällig, gerade angesichts der in Deutschland so unkomplizierten Möglichkeiten zur Einsichtnahme in die Soldatenwege. In vielen Familien ist bis heute nicht klar, welche Erfahrungen die eigenen Großväter, Onkel und Väter in Diktatur und Krieg gemacht haben und welche Wege sie zwischen 1933 und 1945 gegangen sind. Die wenigsten Nachgeborenen haben versucht, sich mit einer Aktenanfrage ein exaktes Bild zu verschaffen. Nach dem kollektiven Schweigen folgte das familiäre Nichtwissen als generationelles Band.

Aber braucht nicht gerade die tiefergehende Auseinandersetzung mit Nationalsozialismus und Krieg den genauen Blick auf die Schicksale und Taten der eigenen Väter? Klärt sich darin nicht auch die Rolle der oft (mit-)wissenden und leidenden Mütter? Liegt nicht in der Kenntnis um die Lebens- und Todeswege, aber auch die Trauerorte in der eigenen Familie die Voraussetzung für die Auseinandersetzung mit der verdeckten Innenseite von nationalsozialistischer Diktatur und Zweitem Weltkrieg?



Dank

Mein Dank gilt zuerst den Nachkommen von Martin Dentler in der Schweiz für ihr Vertrauen und die Zustimmung zur Publikation. Der Opfenbacher Gemeindearchivar Gebhard Straub und der Präsident des Kriegervereins Helmut Forster eröffneten mir unvermutete Einblicke die Familiengeschichte der Dentlers, aber auch das dörfliche Leben. Anita Endres ließ in der ehemaligen Käserei alte Zeiten wieder aufleben. Ohne Tamirlan Soltagireev wäre manches in Moskau, in den langen Bahn-Tagen und bei der Recherche in Wolgograd langweiliger und nicht immer verständlich gewesen. Erst das Engagement von Frank Kirchner von ultramarinrot erlaubte die Umsetzung des Rechercheberichts eine Publikation, die durch den Lektor xxxx seinen letzten Schliff bekam.

Bildnachweise

Abbildungen Seite 6, 7, 29, 30, 32, 33, 34,35, 38, 39: Andreas Petersen; Seite 5, 9, 38: Gemeindearchiv Opfenbach; Seite 12, 15: Nachfahren Dentler, Solothurn; Seite 18, 19 Horst Zank; Seite 20, 25, 27 aus: Zank, Horst, Stalingrad. Kessel und Gefangenschaft, Herford 1993.

Impressum

Copyright: © by verlag zeit&zeugen

Berlin 2013

Gesamtgestaltung: ultramarinrot, Berlin

ISBN 978-3-9524203-0-0

www.zeitundzeugen.ch

Bild Umschlag: Dimitrijewka im Sommer 2012,

Todes-Ort von Martin Dentler am 16. Dezember 1942

»Diese Geschichte beginnt acht Monate nach der größten Schlacht des Zweiten Weltkriegs mit einem Musterschreiben im Format DIN A5. Dated ist es auf den 11. September 1943, verschickt hat es der „Arbeitsstab Stalingrad-Tunis“ der Wehrmacht in München. Empfängerin: die damals 26-jährige Viktoria Dentler im Allgäu. In Schreibmaschinenschrift heißt es in dem Brief: ‚Der Arbeitsstab überreicht Ihnen das Gedenkblatt für Ihren im Kampfraum Stalingrad gefallenen‘... Wo er begraben liegt und wie er gestorben ist, erfährt sie nicht, wird es nie erfahren. Martin Dentlers Geschichte ist ‚nicht außergewöhnlich und gleichzeitig ist sie es doch‘, sagt der Historiker Andreas Petersen, der sie recherchiert, aufgeschrieben und eine Broschüre daraus gemacht hat – mit dem Titel ‚Einer von vielen‘.«

MARTIN DENTLERS TOD IN STALINGRAD – DER TAGESSPIEGEL